

Hans-Jürgen Schings (Hg.), *Der ganze Mensch. Anthropologie und Literatur im 18. Jahrhundert*. DFG-Symposion 1992. (Germanistische Symposien, Berichtsbände 15) Metzler, Stuttgart – Weimar 1994. VII/783 S., DM 218,-.

Der Band dokumentiert ein internationales Symposion, das unter gleichem Titel vom 22. bis zum 25. September 1992 in Wolfenbüttel stattfand. Einen weiten Rahmen hatte man sich dort gesteckt: Die Konjunktion von Anthropologie und Literatur läßt sich anhand der verschiedensten Gegenstandsbereiche, mit Blick auf die verschiedensten Diskursebenen, unter verschiedensten methodischen Zugriffen aufdecken, untersuchen oder kritisch perspektivieren. Entsprechend breit ist das inhaltliche Spektrum der Beiträge in diesem Band. Für eine gewisse Begrenzung sorgt der vorgegebene Untersuchungszeitraum. Dieser ist nicht willkürlich gewählt, war es doch das (spätere) 18. Jahrhundert, das gegenüber der bisher dominierenden Zwei-Substanzen-Lehre Descartes' die Frage nach dem Verhältnis von Körper und Geist des Menschen neu stellte und damit die Anthropologie als Wissenschaft vom ‚ganzen Menschen‘ neu begründete. So formuliert Ernst Platner 1772: „Endlich kann man Körper und Seele in ihren gegenseitigen Verhältnissen, Einschränkungen und Beziehungen zusammen betrachten, und das ist es, was ich Anthropologie nenne“ (zit. n. Schings, Vorbemerkung, S. 5). Das Interesse am ‚ganzen Menschen‘ äußerte sich dabei freilich vor allem in einer Zuwendung zu derjenigen Hälfte, die bisher vernachlässigt worden war: zur Sinnlichkeit, den unteren Seelenkräften, dem ‚Unbewußten‘. Das läßt sich sowohl an der Entwicklung von Medizin, Physiologie und Psychologie als auch in Philosophie und Kunst beobachten. Die meisten Beiträge des Bandes konzentrieren sich denn auch auf die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts; doch ist eine ganze Reihe von Untersuchungen darunter, die bis in die Romantik vor- oder bis in die Zeit der Frühaufklärung zurückreichen.

Die offene Themenvorgabe rührt einerseits daher, daß es sich bei der Verbindung von Anthropologie und schönen Künsten um ein relativ junges Gebiet der Aufklärungsforschung handelt; Orientierungsmarken, anhand derer sich der wissenschaftliche Diskurs klarer gliedern und begrenzen ließe, gilt es erst noch zu setzen. Andererseits spiegelt die Vielfalt der Beiträge auch einfach die Natur ihres Gegenstandes: Die Anthropologie war von Anfang an eine interdisziplinäre Wissenschaft; die moderne Auseinandersetzung mit ihr erfordert daher ebenfalls einen interdisziplinären Zugang. Aus diesem Grund haben die Veranstalter des Symposions nicht nur Literaturwissenschaftler, sondern auch Philosophen, Wissenschafts- und Medizinhistoriker eingeladen. Der umfangreiche Band enthält alle 30 Beiträge des Symposions, die (nach einer nicht immer einleuchtenden Systematik) in vier Sektionen aufgeteilt sind, entsprechend dem Ablauf der vier Veranstaltungstage. Jede Sektion wird von einem der Veranstalter kurz eingeleitet (neben dem Herausgeber Hans-Jürgen Schings sind dies Wilhelm Schmidt-Biggemann, Hartmut Böhme und Helmut Pfothner) und endet mit einer Zusammenfassung der sich an die Vorträge anschließenden Diskussionen des jeweiligen Tages. Den Abschluß des Bandes bildet eine sechzehnseitige Auswahlbibliographie zum Thema.

In der ersten Sektion „Neue Diskurse von der Seele und vom Körper“ werden verschiedene Theorien vorgestellt, die alle als Auseinandersetzung mit der cartesianischen Substanzentrennung betrachtet werden können. Descartes' Theorie der zwei Substanzen garantierte zwar rationale Erkenntnisgewißheit, war aber nur schwer mit praktischen Erfahrungen der Einheit von Körper und Seele zu vereinbaren (vgl. Schmidt-Biggemann, Einführung, S. 9f.). Kants ‚Lösung‘ bestand darin, die empirisch-pragmatische Anthropologie aus der

Transzendentalphilosophie auszugliedern und von ihr getrennt zu behandeln, wie Reinhard Brandt in seinem Beitrag „Ausgewählte Probleme der Kantischen Anthropologie“ erläutert (vgl. S. 16). Das führte zu Widersprüchen innerhalb seines philosophischen Werkes (vgl. S. 27–31). Zu demselben Ergebnis kommt auch Gerald Hartung mit seinem originellen Ansatz, das Verhältnis von Anthropologie und Moralphilosophie am Beispiel der Bewertung des Selbstmordes zu untersuchen („Über den Selbstmord. Eine Grenzbestimmung des anthropologischen Diskurses im 18. Jahrhundert“). Aus moralphilosophischer Perspektive verurteilt Kant den Selbstmord rigoros; aus anthropologischer Perspektive nimmt er eine konziliantere Haltung ein (vgl. S. 48–52). Für Hartung bündelt Kant damit zwei unterschiedliche Traditionslinien. Die ältere, sich aus der christlichen Moralthologie herleitende Linie schloß aus der Herrschaft der Seele über den Körper auf die unbedingte Pflicht des Menschen zur Selbsterhaltung. Dagegen sahen Materialisten, französische Freigeister und Anthropologen die menschliche Existenz stärker dem Wirkungsfeld physischer Faktoren ausgesetzt, was zu einer liberaleren Einstellung gegenüber dem Selbstmord führte.

Kant ist nicht der erste Philosoph, an dem sich der Konflikt zwischen abstrakter Moralphilosophie und empirisch ausgerichteter Anthropologie zeigen läßt. In seiner Darstellung „Zwischen pragmatischer Alltags-Ethik und ästhetischer Erziehung. Zur Anthropologie der moraltheoretischen und -praktischen Literatur der Aufklärung in Deutschland“ skizziert Friedrich Vollhardt den Wandel im Denken Christian Thomasius', der sich mehr und mehr von einer auf dem Vernunftrecht basierenden Normentheorie distanzierte zugunsten einer an der Alltagspraxis orientierten Tugend- und Sittenlehre (vgl. S. 119). Grund für diesen Umschwung war Thomasius' desillusionierende Einsicht, daß sich die physikalische Natur des Menschen nicht von seiner moralischen Natur trennen lasse; der Mensch wird von Trieben und Affekten beherrscht, ein rein vernunftgeleitetes Handeln nach Maßgabe naturrechtlicher Normen ist ihm nicht zuzutrauen (vgl. S. 122f.). Mit dem Wandel von einem optimistischen zu einem pessimistischen Menschenbild bei Thomasius sind die beiden anthropologischen Modelle vorgezeichnet, die in der Aufklärung fortan miteinander konkurrieren sollten.

Das Selbstverständnis des Menschen von seiner Stellung in der Natur spiegelt sich in seinem Verhältnis zu Tieren und Pflanzen. Dieses Verhältnis untersucht Hans Werner Ingensiep in seinem Beitrag „Der Mensch im Spiegel der Tier- und Pflanzenseele. Zur Anthropomorphologie der Naturwahrnehmung im 18. Jahrhundert“. Dadurch, daß sich im Verlauf des 18. Jahrhunderts als Ordnungsprinzipien der Naturgeschichte zunehmend Modelle der Kontinuität und Verwandtschaft durchsetzten, wurde die exklusive Stellung des Menschen in Frage gestellt. Die anthropomorphe Naturwahrnehmung kann nach Ingensiep einerseits als Beleg dafür gewertet werden, daß letztlich die anthropozentrische Perspektive die Oberhand behielt (vgl. S. 73–76); andererseits weist sie auch auf eine empfindsame ästhetisch-moralische Aufwertung von Pflanze und Tier hin (vgl. S. 78f.). Die zentrale Stellung des Menschen in der Reihe der Dinge im wissenschaftlichen Weltbild des 18. Jahrhunderts ist auch Gegenstand der Untersuchung Joseph Vogls „Homogenese. Zur Naturgeschichte des Menschen bei Buffon“. Vogls Kernargument lautet: Der Mensch

des 18. Jahrhunderts schafft sich erst durch seine eigenen Einteilungen und Benennungen eine homogene Ordnung der Natur, in welcher er die „idealische Mitte“ (S. 94) einnimmt; er wird zum „genetischen Zentrum der Wissensstruktur selbst“ (S. 78).

Grundlegend ist der Beitrag von Hans Adler „Aisthesis, steinernes Herz und geschmeidige Sinne. Zur Bedeutung der Ästhetik-Diskussion in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts“. Adler stellt von Baumgarten über Platner bis Herder die Bemühungen vor, die Sinnlichkeit des Menschen aufzuwerten und ihren Anteil an menschlicher Erkenntnis hervorzuheben. Die Forderung, den Menschen in seiner Ganzheit zur Kenntnis zu nehmen, richtete sich nicht nur gegen die traditionelle Metaphysik, sondern genauso gegen eine rein empiristische Sichtweise (vgl. S. 103). Die Anthropologie wird somit als Gegenbewegung zu der Tendenz der Aufklärung begriffbar, die einzelnen Vermögen des Menschen zu zerteilen und getrennt zu behandeln (vgl. S. 109).

Die zweite Abteilung „Neue Erfahrungen von der Natur des Menschen“ soll den „Übergang von systemintegrativer Theorie zur erfahrungspluralen Literatur“ vollziehen (Böhme, Einführung, S. 141). In den Beiträgen dieser Sektion wird immer wieder das Problem der anthropologischen Diskurse des späten 18. Jahrhunderts erkennbar, angesichts einer zunehmenden Fülle empirischen Wissens den ganzheitlichen Blick auf den Menschen zu erringen beziehungsweise zu bewahren.

In seinem Beitrag „Aufklärung über das Menschenhirn. Neue Wege der Neuroanatomie im späten 18. Jahrhundert“ schildert Michael Hagner am Beispiel der Neurophysiologen Soemmerring, Reil und Gall, wie sich die Neuroanatomie am Ende des 18. Jahrhunderts aus der Verbindung mit Philosophie und Anthropologie löste. Während Soemmerrings Hirnforschung den Menschen noch als metaphysische Größe betrachtete und von dem Bestreben bestimmt war, das Seelenorgan ausfindig zu machen, ließ die quantitative Vermessung des Gehirns durch Gall am Ende für die Seele keinen Platz mehr. Damit war das Projekt einer „philosophischen Anatomie“ als einheitlicher Wissenschaft vom Menschen gescheitert (vgl. S. 145).

In Galls Verfahren, bestimmten Gehirnpartien bestimmte Verhaltensweisen zuzuordnen, sieht Rüdiger Campe („Bezeichnen, Lokalisieren, Berechnen“) eine Antwort auf den „Lesewunsch der in die Krise geratenen Physiognomik“ (S. 173). Weil die physiognomische Semiotik mit der wiederholenden Aufzählung von Körperzeichen zu keiner gesamtheitlichen Darstellung des Menschen gelangen konnte, so die Argumentation Campes, wurde der Körper selbst, in seiner gestalthaften Einheit, zum Referenten, wie der Autor am Beispiel von Lavaters „Feier der Gestalt“ ausführt (S. 169). Als weitere Möglichkeit totalisierender Menschendarstellung im späten 18. Jahrhundert nennt Campe die Wahrscheinlichkeitsrechnung. Lichtenbergs Bearbeitung des ‚Petersberger Problems‘ zeigt nach Meinung des Autors allerdings, daß zu diesem Zeitpunkt die konsequente Anwendung mathematischer Kalküle auf den Menschen noch nicht gedacht werden konnte.

Versuche, eine ganzheitliche Perspektive vom Menschen zu gewinnen, führten wiederholt zur Konstruktion universaler Erklärungszusammenhänge aufgrund eines einzelnen Phänomens (vgl. Böhme, Einführung, S. 142f.). Hier sind vor allem animalischer Magnetismus und Elektrizität zu nennen. Anne-

liese Ego gibt mit ihrer Darstellung „Magnetische Auftritte – ideologische Konflikte. Zur Problematik eines medizinischen Konzeptes im Zeitalter der Aufklärung“ einen informativen Überblick über die Wirkungsgeschichte des Magnetismus in Deutschland im 18. Jahrhundert. Daran schließt sich Jürgen Barkhoffs glänzende Analyse „Darstellungen von Leib und Seele in Fallgeschichten des Animalischen Magnetismus“ an. Barkhoff beschreibt anhand ausgewählter magnetischer Krankengeschichten die „romantische Karriere“ (S. 216) des Magnetismus. Während Eberhard Gmelins Fallbeschreibungen noch ganz im medizinisch-anthropologischen Kontext der Spätaufklärung stehen, ist bei Justinus Kerners Schilderungen eine Verselbständigung der narrativen Eigendynamik zu beobachten, in der sich die wachsende Faszination gegenüber den Nachtseiten der menschlichen Existenz äußert. Der Körper des Patienten, das Wechselspiel von Leib und Seele verschwindet immer mehr aus dem Blickfeld, das Interesse konzentriert sich zunehmend auf metaphysische Visionen.

Für das Verfahren, Paradigmen der Naturwissenschaft auf die Wissenschaft vom Menschen zu übertragen, läßt sich außer Mesmers animalischem Magnetismus auch Johann Wilhelm Ritters Galvanismus als Beispiel anführen. In seiner Untersuchung „Die ‚Feuerwissenschaft‘. Romantische Naturwissenschaft und Anthropologie bei Johann Wilhelm Ritter“ beschreibt Lothar Müller, wie Ritter Schritt für Schritt den Galvanismus zu einem Prinzip erhob, das die gesamte organische und anorganische Natur durchwaltet und das Mensch und Natur zu einer Einheit verbindet.

Sowohl Barkhoff als auch Müller machen deutlich, daß die von ihnen dargestellten Versuche, den Menschen zu erfassen und zu beschreiben, mit einer Literarisierung und Historisierung wissenschaftlicher Beobachtung einhergehen. Das zeigt sich an den narrativen Elementen der Fallgeschichten des Magnetismus genauso wie an Ritters Einbettung der Entdeckung der Elektrizität in die Prometheus-Mythologie. Historisierung läßt sich als Mittel verstehen, die in zunehmenden Maße sich differenzierenden und verselbständigenden Diskurse zu integrieren und dadurch der drohenden Zersplitterung der Perspektive vom Menschen entgegenzuwirken (vgl. Böhme, Einführung, S. 140). Dieser Gedanke bildet auch den Hintergrund von Claudia Schmölders' nicht ganz leicht zugänglicher Untersuchung „Das Profil im Schatten. Zu einem physiognomischen ‚Ganzen‘ im 18. Jahrhundert“. Der ‚räumlichen‘ Perspektive der Physiognomik, die eine „zeitenthobene, fixierte Konstellation“ namens „Konstitution“, „Charakter“ oder „Schicksal“ aufdecken will (S. 246), stellt Schmölders die historisierende Perspektive bei Chladenius gegenüber, die Körper in Geschichte verwandelt.

Eine Narrativierung des Diskurses über die Entstehung des Organismus wird Helmut Müller-Sievers zufolge durch die Neubewertung des Verhältnisses der Geschlechter im späten 18. Jahrhundert möglich („Verstümmelung. Schiller, Fichte, Humboldt und die Genealogie des Masochismus“; vgl. S. 289): Die weibliche Materie repräsentiert die natürliche Sittlichkeit, der sich die an sich sittenzerstörende männliche Kraft freiwillig zu unterwerfen hat. Diese Konstruktion einer Geschlechterkomplementarität, so Müller-Sievers, resultiert aus dem epigenetischen Charakter von Kants moralischem Gesetz. Um die Leerstelle seiner Herkunft mit Inhalt zu füllen, wird das Gesetz mit

weiblichen Zügen beliehen. Dahinter verberge sich der etwa bei Schiller nachweisbare Versuch, „dem moralischen Gesetz durch den Nachweis seiner Genealogie sowie durch die Möglichkeit seiner Verkörperung im Weiblichen seinen Stachel zu nehmen“ (S. 291). Soweit bleibt Müller-Sievers Argumentationsgang nachvollziehbar. Er scheint die Interpretation jedoch zu weit zu treiben, wenn er Formulierungen männlicher Unterwerfung in Schillers und Herders Texten unter Verweis auf Fichte als Masochismus deutet, welcher der zuvorkommenden Abwehr „ekelhafter“ weiblicher Triebäußerungen diene (vgl. S. 293f.).

Einen nur losen Zusammenhang zum Programm des Bandes stellt Liliane Weissbergs Beitrag „Erfahrungsseelenkunde als Akkulturation: Philosophie, Wissenschaft und Lebensgeschichte bei Salomon Maimon“ her. Weissberg zeigt anhand der autobiographischen Schriften des jüdischen Philosophen Maimon dessen Schwierigkeiten, zu Identität und Ganzheit zu finden, die für einen kulturellen Außenseiter besonders groß sind.

In der dritten Abteilung mit dem unpräzisen Titel „Exempla anthropologica“ rückt verstärkt die Kehrseite des anthropologischen Diskurses im späten 18. Jahrhundert in den Mittelpunkt: Die Einsicht, daß Denken und Handeln des Menschen maßgeblich von seiner physischen Natur bestimmt sind, führte mitunter zu ernsthafter Skepsis gegenüber der Möglichkeit vernunftmäßiger Aufklärung und menschlicher Freiheit.

Den Anfang macht Inka Mülder-Bachs Untersuchung „Eine ‚neue Logik für den Liebhaber‘: Herders Theorie der Plastik“. Wie Hans Adler schon in der ersten Sektion herausstellte, war Herder ein maßgeblicher Verfechter der Rehabilitierung der Sinnenerkenntnis. Daran knüpft Mülder-Bach mit ihren Ausführungen zu Herders Ästhetik der Plastik an. In Herders nachdrücklicher Aufwertung des Tastsinnes gegenüber dem Sehsinn erhält seine Kritik an der rationalen Philosophie der Aufklärung zusätzlichen Nachdruck: Das Auge steht bei Herder für Abstraktion und Distanz, der Tastsinn dagegen für unmittelbare Empfindung. Deutlicher noch werden die ästhetischen Vorbehalte gegen das Licht der Aufklärung in Peter Utz' Beitrag „Es werde Licht! Die Blindheit als Schatten der Aufklärung bei Diderot und Hölderlin“. Sowohl Diderot als auch der von ihm beeinflusste Herder beteiligten sich einerseits mit eigenen Diskussionsbeiträgen an der deskriptiven Aufspaltung der Sinne durch die Anthropologie der Aufklärung; andererseits, so der Autor, suchten sie nach einer Möglichkeit der Sinnesharmonie, die sie im Mythos des blinden Visionärs verkörpert fanden (vgl. S. 282f.). Dieser Dialektik von Spaltung und Einheit verlieh Hölderlin in seiner Ode *Der blinde Sänger* poetische Form, wie Utz in seiner Analyse des Gedichts zu zeigen versucht.

In seinem Beitrag „L'âme est une neurologie en miniature: Herder und die Neurophysiologie Charles Bonnets“ untersucht Ralph Häfner den Einfluß Bonnets auf Herders Anthropologie. Bonnets Auffassung, daß die Seele in Analogie zum Gehirn durch Art und Häufigkeit der Reizempfindungen geformt und geprägt werde, ermöglichte es Herder, Denken und Handeln des Menschen als ‚Abdruck‘ der ihm sinnlich erscheinenden Welt zu verstehen. Das hatte Konsequenzen für Herders Geschichtstheorie: Es bedeutete, sich von der Annahme überzeitlich gültiger moralischer Normen zu verabschieden.

In den Beiträgen des Bandes, die sich mit Herder befassen (der laut Schings

„unerklärten, aber omnipräsenten Leitfigur“ des Symposions, S. 5), wird deutlich, daß Herder bei aller Kritik an einer einseitig auf die Vernunft ausgerichteten Aufklärungsphilosophie die Autonomie des Menschen nicht in Frage stellt: Das Empfinden ist bei ihm Grundlage, nicht übermächtiger Widersacher des Erkennens. Insofern ist Herder ein Vertreter der ‚optimistischen‘ Linie der Anthropologie. Anders Sulzer, dessen empirische Psychologie Herders physiologisch-psychologische Anthropologie mitvorbereitete, wie Wolfgang Riedel in seiner ausgezeichneten Darstellung „Erkennen und Empfinden. Anthropologische Achsendrehung und Wende zur Ästhetik bei Johann Georg Sulzer“ erklärt (vgl. S. 416). Der Autor zeichnet nach, wie in Sulzers Bestimmung des Verhältnisses von Vernunft und Sinnlichkeit das traditionelle Kontinuitätsmodell einem dualistischen Modell Platz machte, welches von der pessimistischen Überzeugung bestimmt war, daß im Konflikt zwischen oberen und unteren Seelenkräften letztere überlegen sind, daß der Mensch also nicht von Vernunft und freiem Willen, sondern von unbewußten Empfindungen beherrscht wird. Riedel betrachtet Sulzer daher als frühen Wegbereiter Schopenhauers und Freuds (vgl. S. 410–416, S. 423).

Sulzers Vernunftskepsis ließ ihn vor Schiller die Forderung nach einer ästhetischen Erziehung erheben. Das Programm einer moralischen Veredelung der menschlichen Sinnlichkeit durch die Künste, so führt Riedel aus, nehme allerdings bei Sulzer den Charakter einer Theorie der psychischen Manipulation an, während bei Schiller der Freiheitsbegriff im Mittelpunkt stehe (vgl. S. 429). Daß jedoch auch Schiller die Möglichkeit menschlicher Freiheit skeptischer einschätzt als allgemein angenommen, zeigt Carsten Zelles scharfsinnige Untersuchung „Die Notstandsgesetzgebung im ästhetischen Staat. Anthropologische Aporien in Schillers philosophischen Schriften“. Zelles Ausführungen machen deutlich, daß auch bei Schiller ein optimistisches und ein pessimistisches Menschenbild miteinander konkurrieren (vgl. S. 441, S. 447). Der idealen Harmonie von freier Vernunft und naturbestimmter Sinnlichkeit, deren Ausdruck das Schöne ist, tritt für Schiller in der Realität immer wieder die Notwendigkeit gegenüber, die Unabhängigkeit der Vernunft gegenüber der Sinnlichkeit zu behaupten, was sich im Erhabenen äußert. Nach Zelle erklärt sich Schillers doppelte Ästhetik, an deren Widersprüchen schon so mancher Interpret verzweifelt ist, also aus dem Nebeneinander zweier anthropologischer Sichtweisen: einer auf Harmonie der Seelenkräfte abzielenden und einer den Dualismus der Seelenkräfte betonenden Sicht (vgl. S. 455).

Besonders geeignet zur Behandlung anthropologischer Fragen im späten 18. Jahrhundert war der Roman. Diese Gattung steht bei den zwei folgenden Beiträgen im Mittelpunkt. Manfred Engels Untersuchung „Die Rehabilitation des Schwärmers. Theorie und Darstellung des Schwärmers in Spätaufklärung und früher Goethezeit“ wirft dabei gravierende definitorische Probleme auf: Welchen Status haben Imagination und Einbildungskraft innerhalb des Ganzen von Körper und Geist? Einerseits wurden sie als ‚untere Erkenntnisvermögen‘ stets dem Bereich der Sinnlichkeit und des Gefühls zugeordnet und der Schwärmer als eine Person beschrieben, bei der diese Kräfte die Oberhand über die Vernunft gewinnen (vgl. S. 476, S. 480). Andererseits demonstriert Engel am anthropologischen Roman der Spätaufklärung, daß die Schwärmererei dieser Zeit gerade als Aufbegehren gegen die Abhängigkeit des Menschen von

seiner physischen Natur begreifbar ist (vgl. S. 48of.). Ist Schwärmerei also mehr als die übermäßige Aktivität von Imagination und Einbildungskraft? Oder sind Imagination und Einbildungskraft doch nicht nur ‚Natur‘? Hier wäre eine eingehendere begriffliche Klärung notwendig. Im Bildungsroman der frühen Goethezeit, so zeigt Engel weiter, wurden der Schwärmerei dann allerdings wieder klarere Grenzen gesteckt, der Schwärmer wird in der Darstellung dieser Romane „mit sich und der Welt ausgesöhnt“ (S. 493).

Als wenig fruchtbar erweist sich Hans Esselborns These, in der Darstellung anthropologischer Alternativen im fiktiven Reiseroman des 17. und 18. Jahrhunderts komme ein evolutionäres Bild der Gattung Mensch zum Ausdruck („Vexierbilder der literarischen Anthropologie. Möglichkeiten und Alternativen des Menschen im europäischen Reiseroman des 17. und 18. Jahrhunderts“, vgl. S. 502). Die ‚anderen Möglichkeiten des Menschen‘, die in den von Esselborn besprochenen Romanen präsentiert werden, dienen meist der konventionellen Kritik des jeweiligen Autors an der moralischen Unvollkommenheit der als feststehend erachteten Beschaffenheit des Menschen. Die imaginative Erkundung möglicher (biologischer, sittlicher, materieller) Entwicklungspotentiale der menschlichen Gattung spielt dagegen eine geringe Rolle, wie Esselborn selbst einräumt (vgl. S. 513f.).

Einen realen Reisebericht untersucht Michael Neumann im letzten Beitrag dieser Sektion: „Philosophische Nachrichten von der Südsee: Georg Forsters ‚Reise um die Welt‘“. In Neumanns detailreicher Darstellung tritt Forster als Vertreter einer Anthropologie hervor, die systemphilosophische Willkür und idealtypische Vereinfachung ablehnt zugunsten eines streng empirischen Ansatzes, welcher die Subjektivität des Beobachters mitreflektiert.

In der vierten Abteilung „Literarische Anthropologie“ steht schließlich ganz das eigentlich zentrale Thema des Symposions im Vordergrund: Die Verbindung von Literatur und Anthropologie. Als Beispiele für die literarische Entfaltung anthropologischer Theoreme untersucht Rudolf Behrens in seinem Beitrag „Die Spur des Körpers. Zur Kartographie des Unbewußten in der französischen Aufklärung“ die Romane *Histoire d'une Grecque moderne* von Prévost und *La Vie de Marianne* von Marivaux. Behrens spürt in diesen Romanen dem Einfluß der Theorie Malebranches nach, wonach Sinneseindrücke physische Spuren im Gedächtnis hinterlassen und in bestimmten Situationen ohne Kontrolle des Bewußtseins reaktiviert werden. Während bei Prévost das Eigenleben des Körpers als Autonomieverlust dargestellt wird, dient es bei Marivaux dem Subjekt als Orientierungshilfe, eine Sichtweise, die im selben Roman allerdings auch wieder skeptisch relativiert wird.

Der Körper als Bedrohung der kulturellen Ordnung ist auch das Thema von Roland Galles Beitrag „Bilder des Körpers im Roman der Aufklärung“. Bemühungen, den Körper zu marginalisieren und zu mediatisieren, lassen sich nach Galle etwa in Marivauxs *La Vie de Marianne* und in Rousseaus *Nouvelle Héloïse* nachweisen: Bei Marivaux wird der Körper zum bloßen Zeichenträger gemacht, dessen eigene Expressivität hinter seiner Verweisfunktion zurücktritt; bei Rousseau wird der Körper der geliebten Person in eine empfindsame Dialektik von ersehnter Nähe und gleichzeitig gewahrter Distanz eingebunden. An beiden Romanen führt Galle vor, wie unvermittelt einbrechende Bilder körperlicher Präsenz den kulturellen Code zu untergraben drohen.

Ein mögliches Mittel, Distanz zum Körper zu schaffen, ist nach Galle die Verschriftlichung (vgl. S. 601f.). Diesen Zusammenhang stellt Albrecht Koschorke ins Zentrum seiner fesselnden Untersuchung „Alphabetisation und Empfindsamkeit“. Koschorke betrachtet die Ausbreitung der Schriftlichkeit in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und die Empfindsamkeit als zwei Seiten desselben Prozesses. Er beschreibt, wie im neuen schriftlichen Kommunikationssystem die physische Entfernung der Gesprächspartner voneinander zu dem Ideal eines unmittelbaren seelischen Austauschs von Affekten im Medium der Schrift führte. Interessant ist Koschorkes Schlußfolgerung: Die angebliche Aufwertung der Sinnlichkeit im 18. Jahrhundert findet nur auf der Ebene der medialen Vermittlung statt (welche gerade körperliche Abwesenheit bedingt und festigt), ihr entspricht in der Realität kein freierer Umgang mit Sinnlichkeit (vgl. S. 628).

Ursula Geitner unternimmt es im folgenden, die empfindsame „Mythologie der Unmittelbarkeit“ schriftlicher Seelenoffenbarung (Koschorke, S. 611) zu dekonstruieren. In ihrem Aufsatz „Zur Poetik des Tagebuchs. Beobachtungen am Text eines Selbstbeobachters“ demonstriert sie, wie Lavater in seinen Tagebüchern den eigenen Anspruch, seinem Innersten authentischen Ausdruck zu verleihen, immer wieder durch die Reflexion der verzerrenden Medialität von Schrift und Sprache relativiert. Leider unterläßt Geitner es, auf die anthropologischen Implikationen einer solchen ständigen Korrektur des Ichs einzugehen.

Stefan Goldmann vertritt in seinem Beitrag „Topos und Erinnerung. Rahmenbedingungen der Autobiographie“ die Auffassung, die Autobiographien einer Epoche seien beschreibbar als Variationen eines strukturellen Grundschemas, das durch eine Topik vorgegeben werde, an der sich die Erinnerung der Autoren orientiere. Entsprechend dieser Auffassung fällt Goldmanns Erklärung des Einflusses anthropologischer Fragestellungen auf die Autobiographie des 18. Jahrhunderts aus: Die Anthropologie habe das Bewußtsein für die charakterbildende Bedeutung bestimmter Ereignisse und Situationen im Leben des Menschen geweckt, welche daraufhin Eingang in das topische Inventar gefunden hätten, an dem sich die Gliederung der zeitgenössischen Autobiographien orientierte (vgl. S. 666–669). Den typischen strukturellen Rahmen autobiographischer Kindheitsgeschichten lieferte nach Meinung des Autors der Herakles-Mythos.

Mit den Konsequenzen der zeitgenössischen Geschlechteranthropologie für die Figurendarstellung Jean Pauls beschäftigt sich Rita Wöbkemeier in ihrer Untersuchung „Physiognomische Notlage und Metapher. Zur Konstruktion weiblicher Charaktere bei Jean Paul“. Jean Pauls Auffassung, die Frau verkörpere reine, aufrichtige ‚Natur‘, führt zur Bläßheit seiner Frauengestalten, da ihnen wenig Entwicklungspotential zugestanden wird (vgl. S. 678f.). Frauen, die in der Lage sind, Rollen einzunehmen, werden negativ gekennzeichnet, beispielsweise als intrigante Adlige (vgl. S. 690). Wöbkemeier deutet die starren Oberflächen und körperlichen Defekte, die viele von Jean Pauls weiblichen Hauptfiguren aufweisen, als Versuche, ihrer physiognomischen Transparenz zu entkommen (vgl. S. 689, S. 694, S. 695).

Götz Müllers lose gefügte Darstellung der diskursiven Karriere der Einbildungskraft („Die Einbildungskraft im Wechsel der Diskurse. Annotationen zu Adam Bernd, Karl Philipp Moritz und Jean Paul“) kann als Ergänzung zu

den vorhergehenden Ausführungen zu Jean Paul, Moritz, Sulzer, Malebranche und der Schwärmerei gelesen werden. In Müllers Beitrag tritt wie schon bei Engel die Ambivalenz des Begriffs der Einbildungskraft hervor: Einerseits wird sie als niederes Erkenntnisvermögen dem Bereich der Natur zugeschlagen, welcher die Freiheit des Menschen ja begrenzt oder sogar bedroht. Andererseits wird die Einbildungskraft, etwa bei Jean Paul, als Vermögen betrachtet, das Freiheit schafft, indem es Gegenstände der sinnlichen Welt idealisiert und ihnen dadurch Unendlichkeit verleiht.

Eine neue Dimension gewinnt das Programm des ‚ganzen Menschen‘ bei Hölderlin, folgt man der Argumentation Ulrich Gaiers in dem abschließenden Beitrag „... ein Empfindungssystem, der ganze Mensch‘. Grundlagen von Hölderlins poetologischer Anthropologie im 18. Jahrhunderts“. Gaier zufolge zielt Hölderlins Anthropologie nicht auf die Erfassung der Vermögen des Menschen in ihrem Wechselverhältnis, sondern auf die Integration möglicher historischer Ausfaltungen menschlicher Existenz (vgl. S. 733). Hölderlins Theorie der Töne soll der poetischen Verwirklichung dieses Programms dienen.

In seiner Einführung zur letzten Abteilung erwähnt Helmut Pfotenhauer den „wachsenden Anthropologie-Bedarf im Zuge der neuen Zumutungen von Mündigkeit, Subjektsein, Selbstdenken“. Pfotenhauer fährt fort: „Die alten metaphysischen Verankerungen des Menschen wollen durch empirisch-psychologische oder transzendente Konturierungen abgelöst werden“ (S. 555). Nach der Lektüre des Bandes ergibt sich der Eindruck, daß die Anthropologie des 18. Jahrhunderts nicht in der Lage war, diese Aufgabe zu erfüllen und das metaphysische Defizit zu kompensieren, im Gegenteil: Die aus den neuen anthropologischen Ansätzen gewonnenen Erkenntnisse führten zur weiteren Zersplitterung des Wissens vom Menschen, und die Einsicht in die Macht des Unbewußten und der physischen Natur über den Menschen bereitete die noch weit radikaleren Desillusionierungen der beiden folgenden Jahrhunderte bereits vor.

Universität Regensburg
Institut für Germanistik

Universitätsstraße 31
D-93053 Regensburg

*Georg Braungart
Lutz-Henning Pietsch*